

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 13

Artikel: Die Niemandsinsel

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637667>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

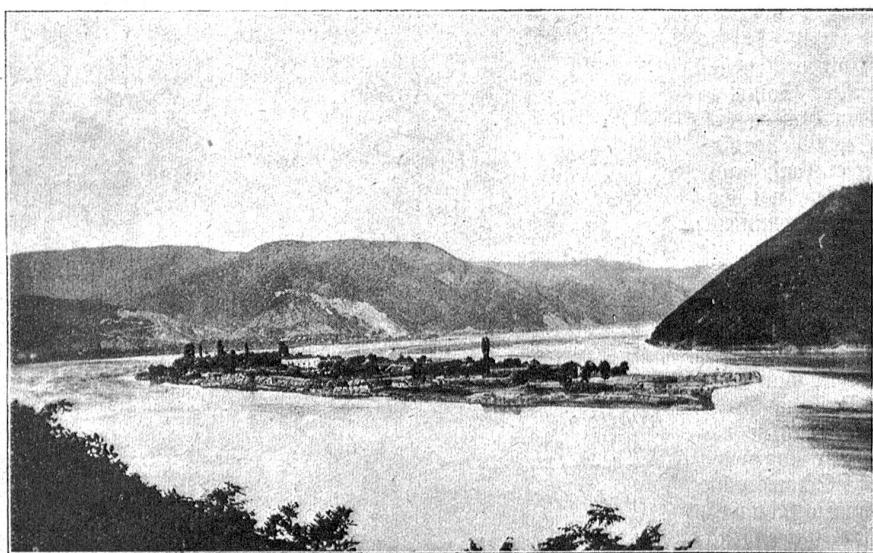
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Donauinsel Ada-Kale, die eine autonome Bevölkerung hat.

Kulturmenschen gar nichts bietet. Man kann das schmutzige Nobel-Kaffeehaus eher als Matrosenkneipe bezeichnen, wenn auch ein Zigeuner-Trio rumänische Weisen allabendlich zum Besten gibt und dort ab und zu einmal eine rumänische oder griechische Frau ihre feurigen Augen bewundern läßt. In einem Gemischtwarenladen verkauft eine hübsche Wiednerin, die Frau eines steinalten Griechen, Ansichtskarten und fragte unendlich über Heimweh. Die Gassen Sulinas sind still, fast nur von ebenerdigen Häufern gebildet und nur am Donauquai herrscht lebhaftes Treiben, doch fast ausschließlich sind es rauhbärtige Seeratten, die hier vor den Tee- und Kaffeebuden irgend ein narkotisches Getränk schlürfen. Zuweilen ist die Uniform eines Offiziers der rumänischen Marinestation zu sehen oder Soldaten in schmierigen Leinwandkitteln. Ich gehe auf dem Molo bis zum Leuchtturm, um sagen zu können, daß ich am Grabesrand der Donau gestanden sei. Wild schlagen die brandenden Wellen an den Damm; von rechts salzige, von links jene des Stromes, dessen Wasser hier süß zu nennen ich mich nicht erdreisten will. Über dem Schwarzen Meere lagert regendrohendes düstere Gewölke, seine Oberfläche ist wild erregt und verdient heute den unfreundlichen Namen in vollem Maße. Ein Dreimaster kämpft mühsam mit den hohen Wellen, dagegen durchmischt sie siegesbewußt ein moderner Dampfer. Beim Leuchtturm wirft ein Fischtier sein Netz erfolgreich in die Brandung, während sein zweijähriges Söhnchen weit weg von ihm am Strande beim Spielen eingeschlafen ist, eingewiegt vom gleichmäßigen Plätschern der bis zu ihm vordringenden Wellenreihen. Eine elegante Dame in Begleitung einiger Herren kehrt eben vom Molo zurück, dem einzigen Spazierweg der Beamten der Donaukommission.

Gern sucht man den gastlichen Speiseraum des österreichischen Schiffes auf, nachdem man gewarnt wurde, die zweifelhaften Genüsse einer Sulnotin-Küche zu versuchen und im Kreise gleichgesinnter deutscher Stammesgenossen verleben wir einen gemütlichen Abend an der Donaumündung. Mitten in der Nacht entführt uns der Dampfer stromaufwärts nach dem Occident zurück.

Hugo Piffi, Wien.

Die Niemandsinsel.

Seit die Nibelungen die Donau abwärts gefahren sind, hat sich noch so manches romantische Erlebnis abgespielt, zu dem die blauen Wellen des Stromes ihre Melodie rauschten. Die Burgruinen, auf waldfreien Uferbergen, die den Dornröschenschlaf träumen und die mächtigen Klöster St. Florian, Melk und Klosterneuburg geben Zeugnis davon.

Weit im Südosten von ihnen, wo die Ufer niedriger werden und das Schiff mit den Wildgänsen und Trappen die Vegetation beherrscht, wo der Strom breiter wird und langsamer dahingeht — wie jemand, der zurückshaut, von woher er gekommen ist — da liegt umspült von den Wellen und umgeben von den Bergabhängen des „Eisernen Tores“ noch so ein Märchenland, die Niemandsinsel. Ein modernes Märchenland.

Als man im Jahre 1878 beim Berliner Kongreß den „franken Mann“ nach der Amputation seiner europäischen Gebiete als „geheilt“ entließ, hatte man sie vergessen. Sie wurde versehentlich weder den Österreichern noch den Rumänen oder Serben zugeschrieben. Die kleine Insel, bisher der Türkei gehörig, gehörte nun auf einmal niemandem. Der türkische Dorfbürgermeister war fast über Nacht Sultan geworden und seine 600 moslemischen Untertanen ein freier, unabhängiger Staat, der Staat Ada-Kale.

Die Niemandsinsel. Und das ist sie noch heute.

Ob es die Insel der Glücklichen ist?.... A...f.

In Yemen gefangen.

Von Wolfgang von Weisl.

Dr. Wolfgang von Weisl, deutsch-österreichischer Journalist, hat sich in den letzten Jahren in Westarabien mehr umgesehen als irgendein anderer Europäer. Nun legt er über seine Erlebnisse und Erfahrungen ein Buch „Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer, Fahrten und Abenteuer in Westarabien“ (320 Seiten Text, 66 Abbildungen und 2 Karten, Fr. 8.50. — Brockhaus) vor, das ein weites Blickfeld eröffnet, ausgezeichnet informiert, in hundert Einzelheiten fehlt und besonders dadurch Beachtung verdient, daß hiermit zum erstenmal nach dem Krieg ein deutscher Reisender auf Grund eigener Beobachtungen berichtet. Weisl hat mit den meisten maßgebenden Persönlichkeiten des Landes über seine Geographie und Zukunft gesprochen. Das Werk ist auch ein wichtiges Dokument zu englischer, französischer und italienischer Expansionspolitik. Wir entnehmen ihm im Einverständnis mit dem Verlag den folgenden Abschnitt.

In Lohena liegt viel Militär. Zwei Kompanien Verstärkungen trafen zugleich mit mir ein. Der Imam mobilisiert langsam. In den drei „Festungen“ der Stadt — eins der Kastelle wurde eben erst erbaut — liegen vier Kompanien mit drei Geschützen; beim Djebel el Milh, dem Salzberg, eine Stunde landeinwärts, nochmals vier Kompanien; in Nachbardörfern etwa ebensoviel. Die Shaâfa gehorchen den Yemiten auch hier nur widerwillig, scheint es. Man sehnt die Idrisi zurück.

Der Handel der Stadt ist nicht unbedeutend. Holz aus den Shôrawältern wird nach der Ramaran-Insel für die Defen der Quarantänestation verkauft. Salz geht nach dem Innern des Landes. Kaffee wird ausgeführt, Reis, Datteln, Tombal bringt ein italienischer Dampfer aus Aden einmal im Monat. 6000 bis 7000 Taler zahlt Lohena monatlich dem Imam an Zoll; der Gesamthandel mag etwa 300,000 Taler monatlich betragen, wenn ich den Ziffern meines Gastfreundes trauen darf, der sie kennen muß. Italiener oder andere Christen gibt es seit undenklichen Zeiten nicht in Lohena, ebensowenig Juden. Nur ein einziger Einwohner ist Wahhabite, alle andern Schafiten; außer den Soldaten und Beamten gibt es keine Zelitiden in Lohena. Fenster und Schränke werden in Lohena von aus Hadramaut eingewanderten Handwerkern so wundervoll geschnitten, daß ich bitter bedauerte, keines dieser Kunstwerke mit mir nehmen zu können. Ein Schrank in herrlichster Arbeit kostet etwa 10 Mark.

Ich bestellte einen Schrank und versprach, wiederzukommen, um ihn abzuholen, wenn Allah will. Einen Säbel, Griff und Scheide, aus massivem Silber mit wunderbarer